

Die Ehre des Hauses.

von H. H. H. H.

Vor dreißig Jahren herrschte zu Vanc... was das Fräulein v. Saint-Ave... nur eine Meinung: Man hielt sie für die schönste und beste Mädchen im Lande. Mit vollem Rechte. Die Reichen bewunderten ihre ungewöhnlichen und doch tadellos aristokratischen Mienen. Die Armen liebten sie ihrer Sanftmuth und Milde wegen; halber; sie aber erkannten die zarte Sorgfalt und pietätvolle Rücksicht, die das Fräulein ihrem greisen Großvater angedeihen ließ. Er war der einzige Anwandte, den Blanche v. Saint-Ave besaß. Die Mutter war bei Blanche's Geburt gestorben, der Vater erlag einer ihm im Kampfe mit dem 6. Juni 1832 gefolgten Wunde. Die kleine Waise wurde demnach von ihrem Großvater, dem alten Baron, in den Traditionen des christlichen, makellosen Geschlechtes der v. Saint-Ave aufgezogen. — Großvater und Enkelin waren der Stolz des kleinen bretonischen Städtchens und so ein Fremder, der sich in das weltberühmte Vanc verirrte, so ward er sogleich von dem Einheimischen, der die Werturtheile des Ortes zeigte, vor das altberühmte Bildnis des Saint-Ave in der Rue des Dorees geführt und ihm in ehrfurchtsvollem Geffühl fundgegeben, daß hier das Fräulein Blanche v. Saint-Ave wohnte, die edelste und schönste Frau des Landes. Das Fräulein war in der That von unergreiflicher Schönheit. Wenn sie des Sonntags am Arme ihres Großvaters, eines herrlichen Greises, zur Messe in die Kathedrale kam, so verdrängte sich beim Anblick der hohen ehrenwürdigen Gestalt mit dem reinsten Maconneval, das von goldglänzendem, weichwolligen Haar milde umflossen ward, ein Geffühl des Staunens in den Reihen der Gläubigen, die sie doch fast täglich sahen.

Und doch war trotz aller beschriebenen Reize des Körpers, Geffühls und bürgerlichen Blande, die von seinem irdischen Freier zum Weibe begehrt worden, denn sie war arm und hatte auch keinerlei Erbfchaft zu erwarten. So ward sie fünf und zwanzig Jahre alt.

Sie hatte oftmals über ihre Lage nachgedacht. Anfangs mit Muth und Zuversicht, war sie doch erst achtzehn Sommer alt, fühlte sie sich doch im Hause ihres Großvaters, im Verkehr mit ihm und seinen alten treuen Dienern, die sie huldvoll und glänzend; auch erfüllten die milden Worte, die sie übte, und die täglichen Wanderungen in die Gärten der Armen und Kranken ihr Herz mit Befriedigung. — Die Jahre flogen dahin und im August Blanche's begann ein unerklärliches Schenken seine nimmermüden Schwingen zu regen — sie wollte, sie wollte nicht warum — die unklare Empfindung, daß es ein etwas geistig, das schon und herrlich sei, nach das äußerlich unbedeutend gebliebenen Mädchen gefangen. Wie würden alle jene erlauchten haben, wenn sie gesehen hätten, daß die marmorkühne Jungfrau oftmals in der stillen Einsamkeit der Nacht ihre Lippen blüht, wenn sie des unheimlichen Feuers gewahr worden wären, das in ihren schwarzen Augen funkelte! Das Leben floß einformig, gleichmäßig dahin im Hause des Baron's Saint-Ave. Das Ertragnis der unbedeutenden Vanc, die er besaß, reichte eben zu einem bescheidenen Auskommen hin. Mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Damen und zweier fahrgewöhlicher Pfaffen besuchte Niemand das Haus. Sobald es Sonnenchein gab, liebte es der Baron, mit seiner Enkelin im Schatten der uralten Bäume eine Stunde lang am Meeresstrand zu spazieren und die Größe der herrlichen Spaziergänger freudlich zu erwandern, während Blanche's Kämpfungen unter die sie umringenden halbnackten Betteirungen warf. Regnete es, und es regnet heftig häufig in diesem Vanc, so blieb man zu Hause. Der Baron schloß über seiner „Gazette de France“ ein und ließ sich durch das leise Klappen der Nadeln, mit denen Blanche ein kunstvolles Spinnwebchen fertigte, fernwehns fügen. So verbrachten die Tage ohne Ereignis, ohne Begebenheit, nur die schwere Glode auf dem Kettelschmitt verlor.

Die Huldgeat, der treu ergebene Diener des Hauses, hatte dem Baron einst im Schlachtfeld das Leben gerettet. Da Herr von Saint-Ave ihn nicht, wie es im Mittelalter gebrach, zum Ritter schlagen konnte, zeigte er seine Erkenntlichkeit, indem er die Erziehung seines Sohnes Sulpice übernahm. Sulpice hatte das geistliche Seminar absolviert und kehrte, ein achtzehnjähriger Jüngling, in den Heimathort zurück. Nun nicht geringen Entfessens des Herrn Barons und seines Vaters erklärte er, die Soutane nicht annehmen zu wollen, da er keinen Beruf zum Priester zu haben glaube. Man ließ ihn, nachdem sich alle Zureden als nutzlos erwiesen hatte, gewähren. Es gelang nach Kurzem dem Baron, ihm eine Schreibweise bei einem Notar zu verschaffen. — Mittlerweile hatte Sulpice, ein brauner Junge von linsigen Wesen und schärfster Art, Mademoiselle Blanche auf ihren täglichen Wanderungen begleitet und gleichsam als ihr Page den Herd mit Lebensmitteln hinter ihr hergetragen, die sie den Kranken und Armen spendete. — Sulpice trat in die Dienste des Notars.

An Sonntagen war es ihm gestattet, das Haus seines Großvaters zu besuchen. Einer alten Gewohnheit gemäß zog der Baron seinen Lebensretter an Sonntagen zu seiner Tafel. Diese Gewohnheit ward auch dem Sohne zu Theil. Nach der Mahlzeit pflegte der Baron sich in seinem begnüglichen Beifuhls zu erheben, wo dann Sulpice irgend ein Buch aus der häufigen Bibliothek herbeiführte und dem Baron wie seiner Enkelin vorlas. Der Greis nicht nach

Kurzem, wie gewöhnlich, ein, Sulpice las mit seiner ausdrucksvollen Stimme, während Blanche an ihrem Gewebe fortsetzte oder die Maschinen jähelte. War eine Stunde folgergehalt verfloffen, so erhob Blanche ihre großen ruhigen Augen und sprach mit gemessener Stimme: „Genug, Sulpice. Sie werden müde sein.“ Da blieb er denn, ohne ein Wort zu sprechen, auf seinem Platze sitzen, betrachtete verhöhlen den Schatten, den das undeutliche Blanche's auf ihren Hals warf, und die Funken, welche der Lampenflamme aus dem goldglänzenden Wellenhaar zu ziehenden schien. Aufmerksam folgte er der ziehenden Bewegung der zarten, durch das Spinnwebchen schimmernden Finger, er dachte an nichts. Alles schien ihm ausgelöst und gleichgültig, nur empfand er, wie sein Herz gar schmerzhaft juckte und pochte, bis an den Hals hinan.

Und wenn er des Nachts all diese schauerlich süßen Augenblicke in der Erinnerung wieder durchlebte, so ergriß ihn ein banges Gefühl und die Gedanken jagten einander in wilder Flucht. — Er, der niedrig geborene Vanc-Sohn, den die Mildeherzigkeit großgezogen, dessen Vater das Nothenbrod ab- und sie...

Der schwarze Gedanke folgte ihm u. umgarnete ihn, wohin immer er sich wendete, im Träumen und Wachen. Sulpice wollte ihn nicht denken; er ließ hinaus auf Weide und Bergeshöhe, ihm zu entfliehen — umsonst, er folgte ihm, wie sein Schatten.

Es war an einem prächtigen Sommerabend. Der Baron war in seinem Lehnstuhl eingeschlummert; Sulpice hatte, weil Blanche es wünschte, die Lectüre eingestellt. Der in einer Falt auf dem Tisch liegende große Blumenstrauß strömte einen schweren betäubenden Duft aus. Niemals noch hatte Sulpice seine Viehesqual so tief empfunden, wie in jener Stunde. Er beraufschte sich am Anblick Blanche's. Sie erhob ihre Augen zu ihm — zum ersten Male trafen ihre Blicke fest und wie unlöslich zusammen. Wie der Glanz des düstern Feuers, welches in den Augen des Jünglings loderte, bligte es auch im Antlitz des Mädchens auf. Sulpice wurde bleich, wie ein blutiger Schleier legte es sich vor sein Auge; er taumelte auf und brütete einen heißen Rauch auf den Mund Blanche's.

Es war eine schreckliche Vieheszeit, welche für die Beiden andach. Er kam des Nachts, fühlte wie ein Dieb zu ihrem Zimmer. Das Fräulein hatte ihm einen Schlüssel zur Hinterthüre durchgeschickt. Er tastete vorsichtig durch die Corridore des alten Schlosses, die Vint suchte den Weg an den Mauern fort, die Rechte hielt die Beschubung, die er Vorsicht halber abgelegt hatte. Sulpice mußte alle seine Aufmerksamkeit darauf verwenden, jedes Geräusch zu vermeiden; die weiten Zimmer und Gänge des Schlosses widerhallten den unbedeutenden Laut, und die morschen Dielen trachten und knirschten so leicht! Jeden Augenblick mußte Sulpice stille halten und ängstlich horchen, während das Herz ihm mächtig schlug. — Und oben an der Treppe horchte auch sie klopfenden Herzens, nicht minder ängstlich; auch sie hielt den Athem an, das Herz zu Zeit zu Zeit in einem halberstickten Seufzer Luft zu machen luden. War Sulpice dann glücklich die Treppe hinaufgestiegen, so fühlte ihn ihre heiße schiebige Hand...

Aber in der Schuld der Beiden lag ihre Strafe. Die Furcht, überfallen zu werden, hauchte ihren eigenen Athem in die glühenden Röhre; das Bewußtsein, daß sie dem Hause anhängen Schmach verfertigte irdenlarmungen. Zudem waren Sulpice und Blanche nach Kurzem zu der schrecklichen Gewissheit gelangt, daß sie einander nicht liebten, daß für nur dem wilden Triebe der Sinne Folge geleistet hatten. Sie waren sehr unglücklich.

„Wie, wenn wir überfallen werden“, flüsterte ein Blanche zitternd Sulpice in's Ohr. — „Ich habe dies schon häufig in Erwägung gezogen“, erwiderte er.

„O! Ich weiß ein treffliches, aber schreckliches Ausfallsmittel!“ — Sulpice bat Blanche, ein dolchhartiges Messer, das sie von ihrem Vater geerbt hatte, des Nachts auf dem Tisch ihres Zimmers bereit zu halten. —

Eines Nachts war Sulpice nicht so vorsichtig, als er es gewöhnlich zu sein pflegte; er schliefte in dem Zimmer Blanches und ritz im Falle einen Selbstmord verlor.

„Wir sind verloren“, rief Blanche mit halberstimmter Stimme. — Man hörte auch schon, wie es im Hause in Folge des ungewöhnlichen Geräusches zu ungewöhnlicher Stunde sich zu regen begann. — Blanche eilte wie geistesabwesend zum Fenster und schob den Vorhang bei Seite. Der Mond warf sein unbarmherziges Licht auf Sulpice. Er hielt den Dolch in der erhobenen Rechten. — „Wir wollen sterben, nicht wahr, Sulpice?“ murmelte sie, während ein Blick der Freude ihr bebedendes Antlitz erhellte! — „Rein!“ rief er mit fester Stimme. — „Ich allein muß sterben!“ In demselben Augenblick hörte Blanche die Stimme ihres Großvaters: „Loi! Voil! Zu mir!“ Sie hörte die Stimme eines Mannes im Zimmer meiner Tochter. — „Waffen, Voil!“ Sulpice hatte Blanche trampfhaft bei'm Handgelenk und flüsterte: „Ich werde tot sein, sobald der Baron das Zimmer betritt. So!“ ihm, daß sich in dem Zimmer sein Gefährte habe. — „Du hättest mich im Kampf getödtet.“ — „Adieu!“ Sulpice stieß das Messer in's Herz und sank tödtlich zu Boden.

Sie war die höchste Zeit. Der alte Baron öffnete die Thür. Was in seiner Hand glitzerte Licht besaßen seine verfluchten Jüge und das schneeweiße zerzaute Haar. Hinter ihm stand schrecklich bleich mit einem Gewehr bei'm Fuß. — Blanche hatte demnach die Worte Sulpice's nach und fiel ohnmächtig zu Boden. —

Die Ehre war gerettet! —

Fräulein Blanche ist eine alter Jungfer geworden. Noch immer zeigt man

dem Fremden das Haus in der Rue des Dorees und erzählt ihm: „Hier wohnte das berühmte Fräulein von Saint-Ave, einst die schönste und edelste Frau im Vanc; sie lödtete vor vielen Jahren den liebsten Sohn eines Dieners, der sich in ihrem Schlafgemach vertheidigte.“

Sie hat sich von dem Schreden jener Nacht nie mehr erholt und tränkelt an einem tödtlichen Herzeleid. Die Leute sagen, daß sie den Winter nicht überleben werde. Schade um das gute Fräulein!

Eine Symphonie der Geruchsempfindungen.

Abdruck aus dem „Gefühl.“

Das Ohr hat seine Kunst: die Musik; das Auge hat seine Kunst: die Harmonie der Colorits, und weiter ausgebreitet: die Malerei; weshalb sollten nicht auch die übrigen Sinne, insbesondere der Geruch, den gleichen Vorzug genießen?

Jeder vorurtheilsfreie Mensch, dem diese Frage zum ersten Mal in's Bewußtsein tritt, wird sich ein wenig verblüfft an die Stille fassen und vor sich hinstimmen: „In der That, weshalb nicht? A priori leuchtet uns die Förderung einer Gleichberechtigung aller Sinne vollständig ein, und nur a posteriori finden wir nach Erklärungen, die die Erfahrung, daß der Geruch und der inhallisch mit ihm identische Geschmack, einer spezifischen Wirkung fähig sind, entgegen.“

Wir können den Geschmack, der unsern Bewußtsein, wie gesagt, inhaltlich ganz die gleichen Empfindungen zuführt, wie der Geruch, nur — wie soll man sich ausdrücken? — ein wenig anders temperirt. — Bei den hier folgenden Erwägungen außer Acht lassen. Das ist kein Kunstwerk, das den Geschmack gibt, ließe sich mit einem Schen von Berechtigung zunächst aus dem Umlande erklären, daß ich, ein Geschmacksempfinden innerhalb meines Organismus hervorgerufen, eines sehr umständlichen mechanischen Prozesses, — des Kauens, oder doch des Aufeinanderberührens von Zunge und Gaumen, bedarf, — eine Operation, die, verglichen mit der Aufnahme von Schallwellen oder Lichtstrahlen, etwas Mammuthart-Schwerfälliges, Schneefast-Gejangiges und Bärenmäuliges Ungeklärtes und Unkluges hat. Dann aber kommt auch eine zweite Schwierigkeit in Betracht: ein Geschmacksempfinden zu erzeugen, muß ich das betreffende Object verzerren, in mich aufnehmen, also gleichsam während des Genusses zerstören.

Das gilt nun allerdings in ähnlicher Weise auch vom Feuerwerk, dessen künstliche Wirkung nur dadurch hervorgerufen wird, daß die Feuerwerkskörper verpuffen, also zerstört werden. Die „Verzerrung“ des Feuerwerks kommt jedoch einer unbegrenzten Menge von Zufahren zu Gute, während die „Verzerrung“ des „Geschmacksempfindens“, dessen es in der That etwas in sich Abgeschlossenes und Vollendetes wäre, nur jedesmal von einem Individuum genossen würde. Hiergegen könnte man freilich einwenden, nicht etwa die konkrete Summe von Substanzen, die der Verzehrer eines „Geschmacksempfindens“ in sich aufnimmt, repräsentire die „Kunstwerk“, sondern diese Substanzen seien nur die Träger der künftigen Idee, gerade so wie das Buch als solches nicht das schöpferische Werk des Autors sei, sondern nur das Mittel, jenes schöpferische Werk im Geirten des Lesers hervorzuheben, daher denn ein „Geschmacksempfinden“, genau so wie ein Buch, in unbeschränkter Aufzählung hergestellt werden müßte, um allen zugänglich zu sein, u. i. w. Item, bezüglich des Geschmacksempfindens liegt die Sache ein wenig verwickelter; es ist zu wenig darüber philosophirt worden. Dieser Mangel einer philosophisch durchgearbeiteten Welttheorie erklärt sich aus der Geringschätzung, die der Bildungsbildner, sobald er sich dem „höheren“ zugewendet vermeint, gerade für den Sinn des Geschmackes und die Genüsse, die uns aus demselben erwachsen, mit großer Orientierung an den Tag legt.

Er hält den Geschmack für wesentlich „materiell“; das Essen und Trinken, das wir mit den Thieren gemein haben — (als hätten wir nicht auch das Sehen und Hören mit den Thieren gemein!) erscheint ihm als etwas so Ordinaires, jeder Veredelung Unfähiges, daß er darüber hinweggeht und abschätzend nur Tagesordnung seiner Vespas fränkchen übergeht, und sich außerordentlich edel vornehm, wenn er als Prätor im Reich des Schönen auf den gleichen minima absolut keinen Werth legt. Es gehört eben mehr dazu, als die gemeine Natur des Bildungsbildners, um zu begreifen, daß auch den Genüssen der Geschmackes- und Geruchsempfinden ein idealer Faktor innewohnt, der, wenn er zu Zeit auch nicht als „künstlerisch“ qualifizirt werden kann, denn es fehlt uns ja noch das Kunstwerk für den Geschmackes- und Geruchsempfinden — dennoch ganz gewiß mit dem sogenannten Naturgenuss auf's Engste verbandt ist.

Wer niemals beim Essen von Trübseln die mooskühne Wadestimmung, welche dem wilden Acker vor begetabilischen Wondons entströmt, mit Genossen hat, wer nicht beim Essen von Erdbeeren die sommerliche, süßen und schmetterlingspfeifigen Bergeshöhe bei der Zunge gefühlt hat, der ist eben nicht ein empfindungsloser, phantastischer Mensch, sondern er nähert sich dem freudlosen Thier, welchem dergleichen minima ebenfalls absolut gleichgültig sind, denn es frigt nur, um satt zu werden. Allen Fräulein, welche wir genießen, wohnt überhaupt etwas Blumenhaftes, Poetisches, Liebeshaftes, die Pflanze außerordentlich Unregelmäßiges, um so anregender, als bekanntlich die Geschmackes- und Geruchsempfindungen mehr als alle übrigen den Strom der Ideen-Association ent-

feffeln, die Erinnerung beleben und so eine innere Welt hervorzuheben, welche den Stimmungen, wie sie durch die Musik erzielt werden, durchaus verwandt und auch darin ähnlich sind, daß sie je nach den Individuen differiren. Das „Materielle“, „Ordinaire“, was der Bildungsbildner den Genüssen des Geschmackes andichtet — (obgleich er, wenn er sich selber unbedacht, oft eine phantastische Befähigung zur Idiomatier entwickelt) — wohnt den Genüssen des Geruchs (auch von diesem künftigen Standpunkte aus betrachtet) nicht inne. Wenn wir also hier wesentlich den Rückwärt der Geruchsempfindungen reden, so haben wir, von Allem abgesehen, den unbedingtesten Vorbehalt für uns, mit jener Abneigung vor dem „Ordinären“, „Materiellen“, nicht in Konflikt zu gerathen. Das ist für eine Idee, welche gar manchen Leser ohnehin wie eine Abnormität berühren wird, ein erstreblicher Vorbehalt. In der That, der Geruch kann sich, was die sogenannten „idealen“ Charakteristika angeht, mit den übrigen Sinnen vollständig messen. Man darf sogar die Behauptung wagen, Entschärfen der durch den Geruchsempfinden vermittelten Genüsse seien den Gehör- und Gesichtsempfindungen überlegen. Es liegt etwas Mysteriöses, Monesam-Wäthselhaftes in dem Duft einer jungen Rose, etwas — wenn der Ausdruck gestattet ist — Geistesreiches, als in der Gluth eines prächtigen Kolorits oder in dem Klang einer schwingenden Saite. Dieser Umland ist mit einer Erklärungsgrund für die Thatfache, daß die Entschärfen des Geruchsempfindens ungleich dünner gesetzt sind, als die übrigen.

Warum — so fragen wir nun — besitzen wir nicht eine förmliche Kunst für den Geruchsempfinden? Warum hat unser erfindungsreiches Jahrhundert bis zur Stunde keine Schöpfung geleistet, welche die einzelnen Reize und so auf diesem Gebiet etwas Nützliches leistet, wie der Musiker mit seiner Aneinanderreihung von Tönen, oder wie der Architekt die Disposition eines Hauses mit seiner harmonischen Verknüpfung und Aneinanderreihung von Licht- und Farbeneindrücken?

Der Mangel einer übersichtlichen Scala innerhalb der so sehr verschiedenartigen Geruchsempfindungen erschwert zwar ein solches Kunstwerk; er ficht jedoch ganz gewiß nicht aus, um es pure unmöglich zu machen.

Wenn ich jetzt dem Leser kurz aus einanderlege, wie ich mir auf Grund der vorstehenden Erwägungen eine Symphonie der Geruchsempfindungen denke, so wird — das sehe ich mit Bestimmtheit voraus — die Sache einen höchst bedenklichen in einzelnen Punkten sogar übermäßig-komischen Eindruck machen. Aber das gilt von allen Unerwartungen! Wie lange ist's her, daß man die telefonische Vermittelung eines Concertes für einer lustigen Kabarettabschweifung hielt, über den sich ebenso bürnig phantastisch ließ, wie etwa über eine Fahrt nach dem Sirius?

Jetzt ficht nach wenigen Jahren, ist diese scheinbar drollige Phantasie zum faum noch irgend wen frappirenden Wahrheit geworden. Und doch waren damals schon, als man jene scheinbare Traumereien zu Markte brachte, alle Eigenschaften des Telephons hinlänglich bekannt, so daß jeder Laie bei objektiver Erwägung sich hätte sagen müssen, die Sache werde sich verwirklichen lassen!

Beifalls der Aufführung einer Symphonie der Geruchsempfindungen konstatire ich mir ein umfangreiches, aber ein einfaches Instrument, einer Orgel vergleichbar, mit einer Klaviatur versehen, deren einzelne Tasten auf erfolgreiche Aufzählungen je eine Note offen, aus welcher ein bestimmter, innerhalb des Instrumentes erzeugter Geruch ausströmt und auf die Nerven des „Zuhörers“ einwirkt. (Ich bilde das Wort „Zuhörer“ nach Analogie von „Zuschauer“ und „Zuhörer.“) Die Zahl der einzelnen Tasten müßte natürlich eine außerordentlich beträchtliche sein; andererseits könnte jedes einzelne Instrument nach Art der Spielnoten vorzuführen. Es überläße es der Kombinationsgabe erfahrener Techniker, sich das „Wie“ genauer zu überlegen. Der aus dem geoffenen Rohr entströmende Duft müßte durch eine bestimmte Vorrichtung in die einzelnen Leitungen, die bis zu den einzelnen Tasten der Herren „Zuhörer“ gehen würde, eingepumpt werden; auch wäre ein Apparat von Nöthen, der einen solchen erzeugten Geruch auf Wunsch des Zuhörers augenblicklich annullirte, — eine Art osmotischer Dämpfung, damit eventuell der frühere Reiz im Körper nicht beeinträchtigt. Temperaturregler u. w. wären nicht ausgeschlossen. Eine leise, nicht allzu aufdringliche Musik als Begleitung der Geruchssymphonie dürfte die künstlerische Stimmung außerordentlich anreichern.

Sobald wir uns nun einmal von dem Vorurtheil freigemacht haben, als hätte ein durch Vermittelung unserer Nase bezogenen Kunstgenuss etwas Komisches an, sobald werden wir begreifen, daß eine derartige Geruchssorgel in weit höherem Grade als eine musikalische im Stande sein würde unsere Seele mit künstlerisch bedeutsamen Bildern und Vorstellungen zu fügen. Die musikalische Orgel liefert, im Gegensatz zu der Geruchssorgel, vorwiegend Stimmungen.

Es ficht mir nun ganz häufig den unangeführten Verlauf einer solchen Symphonie der Geruchsempfindungen, die zur Aufführung zu bringende Kunstwerk soll etwa beistellen: „Sommerabend“.

Zunächst würde eine musikalische Ouverture den „Zuhörer“ in die erforderliche weiche Disposition des Gemüths bringen. Dann griffe der Orgelpfeiler einen kräftigen Accord: „Rühl“, „Zuggeruch“, „Heugeduch“, — und ließe diese köstliche Trias eine Weile hindurch auf uns einwirken.

Wir befänden uns also im „Geruchsempfinden“, auf der morgendlich behäuteten Weide... Die Sonne ist kaum über den Horizont gestiegen. Ansehn und Mäde sind ruhig bei der Arbeit der Ernte... Die Musik würde dieser Stimmung in geeigneter Weise Rechnung zu tragen haben, jedoch ohne sich vorzubringen.

Ein leichter Triller von „Thymian“ und „Zuggeruch“, auf jenen ersten Accord folgend, gäukelt uns die empfindende Biene und der farbenprächtige Schmetterling vor. Unser Blick schweift von der Weide ein wenig abwärts nach einem Städtchen Heidefeld.

Wie man jetzt schon erzählt, sind es vorwiegend diese großen Leitungen, die der „Geruchssinn“ zur Darstellung bringen kann, sondern wesentlich die Subtilitäten, Züge, welche die Naturpoetie. Aber in weit höherem Grade, als z. B. die Instrumentalmusik vermag, er die Komik und den Humor in's Feld zu führen. Man rieche nur weiter!

Der Triller „Thymian“ und „Zuggeruch“ ist verlungen. Wieder läßt der Künstler den „Heugeduch“ mit starkem Strom auf uns einwirken. Wir befänden uns inmitten der Weide... so wohlig ländlich umflort uns dieses holde Arom. Wir sehen gleichsam die reizende Weide, den Rehen in der Hand, das Rospuch um's lodige Haar... Da bezieht ein bisfret gehaltener Accord von „Zabat“ und „Gognat“ das Arom des Försters. Auch die schon jenseits der Grenze „indifferenter Gerüche“, tief im „Wald“ gelegene Tasse „Zuggeruch“ wird angeschlossen, — und schweißbeud wandelt der treue Raro in unser geistiges Gefühlsfeld.

Die dramatische Grundlage ist hiermit gegeben. Dieß und der Förster, „Heugeduch“ und „Gognat“ mit „Rocin“ ficht sich hier in effektvollem Kontrast gegenüber. Je nachdem der Künstler den „Heugeduch“ idealistisch oder realistisch behandelt hat, wird sich unsere Vermuthung über die bevorstehende Combination gestalten... Vielleicht flicht die genannten Diffe zu einem vollen Accord zusammen: Dann hat der Förster die Weide gestift... Oder aber „Zabat“ und „Gognat“ verlegen plötzlich... In hellem Fortissimo strömt der Heugeduch durch die Leitungsbrücke, der Förster ist abgesehen und erfreut sich im Gefühl seiner Niederlage...

„Solbad“, „Zeboten“, „Spacitiden“, „Kolen“ bezeichnen jetzt mit einem Male den ländlichen Garten... Es ist die Parterreanordnung, nicht weit von der thauheubereingrenzte Weide... Die junge Frau Parterre... Welch ein prächtiger Apparat der Natur! (Geruch, „frische Wäde“), Wunderbare Idylle!

Da kommt der Cousin des Herrn Parterre aus der benachbarten Stadt an: „Ratshaus-Geruch!“ Das ist ein Festtag für die junge Frau Parterre... Schönmädchen läßt zunächst eine Flasche Rothgeladen aus dem Keller heraufholen: „Reinweinigeruch“. Gleich darauf charakterisirt ein zartes Arom, gleichviel von welcher spezifischen Eigenschaft, das Beginn der Thätigkeit in der Küche. Ein festmaß, wie es der Parterre von Grünau in Woffens, Wäse seinen Gästen vorlegt, ließe sich auf's Beste für den in's „Geruchsempfinden“ überlegen: Man höre nur: „Reisbrei nüchtern und fahrig? Waren nicht jüge die Erben, und frisch und wie Zude die Burgen? Und was ficht dem Schinken, den Hühnerchen oder der Spigans? Was dem gebratenen Hamm und dem kühnenden, rühlig gepfebrten Rospfalat? War der Eßig nicht scharf und fein das Probung-De? Nicht weinfaure die Rühre Dornat, nicht süß die Murrellen? Nicht die Butter wie Kern, nicht zart die rothen Rabieschen? Was? Und das fröhliche Brot so weiß und so loder?....“

Es könnte dem Geruchssymphoniker, wie gesagt, nicht fehlen fallen, unter Benutzung der betreffenden Geruchsmotive ebensowohl diese idyllische Menu wie ein lustvolles zur überlegend realistischen Darstellung zu bringen.

In dieser Weise ließen sich noch Hunderte von Gerüchen zur Erweckung sehr ungewöhnlicher Vorstellungen verwenden. „Kohlenengeruch“ würde die Eisenbahn und mit ihr das Reisen, „Zuggeruch“ das Schiff, den Hafen, das Meer, „Zuggeruch“ den Zimmerplatz, „Friedgeruch“ die Reitbahn, den Sport u. i. w. zur lebhaften inneren Anschauung bringen.

Man erwäge die Unerforschlichkeit der Variationen, und man wird zugeben müssen, daß ein solches Arrangement — trotz der scheinbaren Beschränktheit der ganzen Idee — hier Bedeutendes zu leisten vermöchte.

Gerüche einzelner Chemikalien würden im Stande sein, die feinsten wie derberste Komik zu erzielen, nicht nur an sich, sondern auch durch die allenthalben wirkenden Hebel des Kontrastes. Man denke sich die Geruchssymphonie der Darstellung eines Volksfests mit Rosen- und Weizenmotive, plötzlich unterbrochen durch das Motiv „Glor“ oder gar „Schwefelmotivierstoff!“ Das würde so ipso wie die Punkte eines der ungewöhnlichen Feinchen Gebiete berühren, dann aber noch durch massenhaft ankündigende Ideen-Associationen grandiose Effekte hervorruhen.

Ich empfehle die vorstehenden Anregungen den Denkern unseres erleuchteten Jahrhunderts.

— Das „tödtliche Kennen“, welches das französische Verby unerschieden ließ, da die Richter nicht anfangen konnten, welches von den Pferden zuerst am Ziele angekommen war, hat einen englischen Sportsman veranlaßt, die Vorfälle zur Entscheidung in solchen Fällen in Anwendung zu bringen. Der Apparat kann so aufgestellt werden, daß ein Niemand sieht, und die Aufnahme macht es möglich genau die Stellung der Pferde in dem entscheidenden Augenblick zu aufzufangen.

— Ein Polizei-Inspector der kürzlich in Brooklyn farb, fand seinen Tod dadurch, daß er zuviel Bier aß. Er lebte fast nur von Bier und Milch und nahm selbst diese Nahrungsmittel sehr unregelmäßig zu sich. Oft genoh er in 12 Stunden gar nichts und verzehrte dann eine übergroße Mahzeit, außerdem rauchte er ganz ungeheuer stark, oft 18 bis 20 Cigaretten an einem Tage.

Die Pariser sind doch Feinschmecker; ein Beweis dafür sind die folgenden Ziffern, welche aus dem neuesten Jahresbericht des Mayors der Stadt Paris entnommen sind: Im Jahre 1875 wurden in Paris 7000 Pferde geschlachtet und verzehrt, im Jahre 1880 stieg diese Zahl auf 9000 und im letzten Jahre auf 9.300. Wieviel Schlachtereien betrieben ganz speziell diese Geschäfte. Die Anzahl der geschlachteten Geflügel ist in derselben Zeit von 320 auf 470 gestiegen. Die Gesamtmenge des in Paris verzehrten Pferdes- und Geflügels betrug im letzten Jahre 1670 Tonnen, ungenügend der Abfall, welcher als feine „Calami-Wurst“ verarbeitet ins Land geht.

— Der Herausgeber der Wilmington News befindet sich mitten in der lauren Gurgelzeit und erzählt seinen Lesern folgende, natürlich wahre, Geschichte: Nathan Goler ist ein Neger von etwa 65 Jahren und wohnt in Ludhope Red, Maryland. Er ist seit seinem 25. Jahre ein Feuerseiler und kann die wunderbaren Dinge ausführen. Er hält eine glühende Eisenlange in der Hand bis sie kalt wird, geht mit den bloßen Füßen über glühende Eisenplatten, legt eine glühende Schaufel mit der Zange bis sie kalt ist, und kann sogar geschmolzenes Blei in den Mund nehmen, ohne sich das zu merken.

— Einmal, als er sich in einem tiefen Wasser zu baden und seine Hände in fließendes Wasser zu fassen und sie darin eine beliebige Zeit liegen zu lassen! Das geht noch über die Sechsfache.

— Gelegentlich des Begräbnisses eines reich gewordenen Fabrikanten in New Britain, Conn., ließ sich ein anderer ebenfalls reich gewordenen Mann und Freund des Verstorbenen also vernehmen: „Ich kauft von ihm, als wir als Knaben zusammen auf der Schulbank saßen, ein gewöhnliches Taschenmesser für 22 Cents. Ich war damals, wie auch heute noch, immer darauf bedacht, durch Handel und Lauff etwas zu verdienen, und so tauschte ich das Messer bald wieder ein gegen ein besseres. Ich fuhr so fort und als ich die Schule verließ hatte ich \$15 und zwei gute Messer.“ Der Mann ist jedenfalls ein sehr achtbarer Bürger geworden, allein er erinnert doch an jenen parlamen Bruder, der in der Gebeirverammlung sich rühmte, vierzig Jahre lang ein Christ gewesen zu sein, ohne daß es ihm etwas gekostet hatte und den der alte Geistliche dafür mit den Worten belohnte: „Gott segne Deine alte geizige Seele!“

— Ueber deutsches Theaterleben im Ausland bringt die in Rom erscheinende deutsche Zeitung „Italienische Blätter“ ein „Eingeländ“, welches hauptsächlich haarträubende Thatfachen enthält. Das „Eingeländ“ lautet: „Herr Redakteur! Dem Einsender dieser Zeilen war es vergönnt, einen Blick in die Verhältnisse der unter Direction der Soubrette Vory Stibel durch Italien reisenden Operetten-Gesellschaft zu thun und der Eindruck, den ich davon gewonnen, zwingt mich die Feder in die Hand um meine ersten Bedenken gegen diese Art von Repäsentanz deutscher Kunst und Künstler laut werden zu lassen. Ich habe in ein solches Chaos von Mißere, Cynismus und Zigeunerthum geblüht, das mich ein Grauen überkommt, wenn ich daran denke, in welchem Lichte den Italienern deutsches Theater, deutsches Künstlerleben und deutsche Weiblichkeit erscheinen muß. — Roth und Hungerleiden auf Seiten der Männer, offenes zur Schau getragenes Vortentium auf Seiten der Frauen: Ich spreche ungeschminkt und lege den Finger auf die Wunde. Die Gerechtigkeit erfordert es, zu konstatiren, daß im Gegentheil dazu, der Eindruck, den das aus Italien nach Deutschland kommende Künstlerleben in seinem Auenleben immer hervorgerufen, ein ehrenvoller war. — Was sollen die Italiener von deutschen Bühnenverhältnissen für Begriffe bekommen, wenn sie sehen, daß ein Haufen deutscher Sänginnen durch ihr Land zieht, nicht zum Hauptzweck, die Kunst zu pflegen, sondern zu dem nicht ausgeprochenen, aber leider zu sichtlichem Zweck, das Gewerbe der Circe ihr Gagen-Deficit zu überbrücken. In Reapel war es so arg geworden, daß Jedermann darum wußte, der deutsche Theatertempel sei zum Wustentempel umgewandelt. Die Vorstellungen der deutschen Operettegesellschaften schienen nur die Verdrämung eines Marktes von weißen Sklavininnen zu sein, den die neapolitanischen Sinner mit Affekten besaßen, die man in einem öffentlichen Journal nur andeuten kann. Und man gab sich den beiden Seiten nicht viel Mühe, die Affekten und deren Erfolge zu verheimlichen. Nun wurde mir wiederholt berichtet, daß die Roth, die bittere Roth, die „armen Wesen“ dazu zwingt sich verfrachten zu müssen, denn sie könnten mit 60 oder 70 Lire monatlich ihren Unterhalt nicht bestreiten. Diese Frage aber ist es gerade, die mich veranlaßt, mir die Erörterung einer so delikaten Angelegenheit zu gestatten. Es ist nicht im Interesse des deutschen Namens, wenn die Unternehmer solcher „Gesellschaftstouren en masse“ den Vertretern Deutschlands oder. Defters reichs — zu welchem Lande sie nun gerade gehören — gewisse Garantien dafür bieten müßten, daß den Mitglidern ihr Lebensunterhalt gesichert ist? Es wäre diese scheinbare Härte und Bedanterie der Exaktualität vorzuziehen, daß eines Tages die italienische Sittenpolizei Theater von jener Art nicht mehr als Theater ansehe. Die Ehre des deutschen Namens würde aber in jedem Falle vor Schändung bewahrt bleiben.“

— Ein Polizeicommissar der kürzlich in Brooklyn farb, fand seinen Tod dadurch, daß er zuviel Bier aß. Er lebte fast nur von Bier und Milch und nahm selbst diese Nahrungsmittel sehr unregelmäßig zu sich. Oft genoh er in 12 Stunden gar nichts und verzehrte dann eine übergroße Mahzeit, außerdem rauchte er ganz ungeheuer stark, oft 18 bis 20 Cigaretten an einem Tage.

Die Pariser sind doch Feinschmecker; ein Beweis dafür sind die folgenden Ziffern, welche aus dem neuesten Jahresbericht des Mayors der Stadt Paris entnommen sind: Im Jahre 1875 wurden in Paris 7000 Pferde geschlachtet und verzehrt, im Jahre 1880 stieg diese Zahl auf 9000 und im letzten Jahre auf 9.300. Wieviel Schlachtereien betrieben ganz speziell diese Geschäfte. Die Anzahl der geschlachteten Geflügel ist in derselben Zeit von 320 auf 470 gestiegen. Die Gesamtmenge des in Paris verzehrten Pferdes- und Geflügels betrug im letzten Jahre 1670 Tonnen, ungenügend der Abfall, welcher als feine „Calami-Wurst“ verarbeitet ins Land geht.

— Der Herausgeber der Wilmington News befindet sich mitten in der lauren Gurgelzeit und erzählt seinen Lesern folgende, natürlich wahre, Geschichte: Nathan Goler ist ein Neger von etwa 65 Jahren und wohnt in Ludhope Red, Maryland. Er ist seit seinem 25. Jahre ein Feuerseiler und kann die wunderbaren Dinge ausführen. Er hält eine glühende Eisenlange in der Hand bis sie kalt wird, geht mit den bloßen Füßen über glühende Eisenplatten, legt eine glühende Schaufel mit der Zange bis sie kalt ist, und kann sogar geschmolzenes Blei in den Mund nehmen, ohne sich das zu merken.

— Einmal, als er sich in einem tiefen Wasser zu baden und seine Hände in fließendes Wasser zu fassen und sie darin eine beliebige Zeit liegen zu lassen! Das geht noch über die Sechsfache.

— Gelegentlich des Begräbnisses eines reich gewordenen Fabrikanten in New Britain, Conn., ließ sich ein anderer ebenfalls reich gewordenen Mann und Freund des Verstorbenen also vernehmen: „Ich kauft von ihm, als wir als Knaben zusammen auf der Schulbank saßen, ein gewöhnliches Taschenmesser für 22 Cents. Ich war damals, wie auch heute noch, immer darauf bedacht, durch Handel und Lauff etwas zu verdienen, und so tauschte ich das Messer bald wieder ein gegen ein besseres. Ich fuhr so fort und als ich die Schule verließ hatte ich \$15 und zwei gute Messer.“ Der Mann ist jedenfalls ein sehr achtbarer Bürger geworden, allein er erinnert doch an jenen parlamen Bruder, der in der Gebeirverammlung sich rühmte, vierzig Jahre lang ein Christ gewesen zu sein, ohne daß es ihm etwas gekostet hatte und den der alte Geistliche dafür mit den Worten belohnte: „Gott segne Deine alte geizige Seele!“

— Ueber deutsches Theaterleben im Ausland bringt die in Rom erscheinende deutsche Zeitung „Italienische Blätter“ ein „Eingeländ“, welches hauptsächlich haarträubende Thatfachen enthält. Das „Eingeländ“ lautet: „Herr Redakteur! Dem Einsender dieser Zeilen war es vergönnt, einen Blick in die Verhältnisse der unter Direction der Soubrette Vory Stibel durch Italien reisenden Operetten-Gesellschaft zu thun und der Eindruck, den ich davon gewonnen, zwingt mich die Feder in die Hand um meine ersten Bedenken gegen diese Art von Repäsentanz deutscher Kunst und Künstler laut werden zu lassen. Ich habe in ein solches Chaos von Mißere, Cynismus und Zigeunerthum geblüht, das mich ein Grauen überkommt, wenn ich daran denke, in welchem Lichte den Italienern deutsches Theater, deutsches Künstlerleben und deutsche Weiblichkeit erscheinen muß. — Roth und Hungerleiden auf Seiten der Männer, offenes zur Schau getragenes Vortentium auf Seiten der Frauen: Ich spreche ungeschminkt und lege den Finger auf die Wunde. Die Gerechtigkeit erfordert es, zu konstatiren, daß im Gegentheil dazu, der Eindruck, den das aus Italien nach Deutschland kommende Künstlerleben in seinem Auenleben immer hervorgerufen, ein ehrenvoller war. — Was sollen die Italiener von deutschen Bühnenverhältnissen für Begriffe bekommen, wenn sie sehen, daß ein Haufen deutscher Sänginnen durch ihr Land zieht, nicht zum Hauptzweck, die Kunst zu pflegen, sondern zu dem nicht ausgeprochenen, aber leider zu sichtlichem Zweck, das Gewerbe der Circe ihr Gagen-Deficit zu überbrücken. In Reapel war es so arg geworden, daß Jedermann darum wußte, der deutsche Theatertempel sei zum Wustentempel umgewandelt. Die Vorstellungen der deutschen Operettegesellschaften schienen nur die Verdrämung eines Marktes von weißen Sklavininnen zu sein, den die neapolitanischen Sinner mit Affekten besaßen, die man in einem öffentlichen Journal nur andeuten kann. Und man gab sich den beiden Seiten nicht viel Mühe, die Affekten und deren Erfolge zu verheimlichen. Nun wurde mir wiederholt berichtet, daß die Roth, die bittere Roth, die „armen Wesen“ dazu zwingt sich verfrachten zu müssen, denn sie könnten mit 60 oder 70 Lire monatlich ihren Unterhalt nicht bestreiten. Diese Frage aber ist es gerade, die mich veranlaßt, mir die Erörterung einer so delikaten Angelegenheit zu gestatten. Es ist nicht im Interesse des deutschen Namens, wenn die Unternehmer solcher „Gesellschaftstouren en masse“ den Vertretern Deutschlands oder. Defters reichs — zu welchem Lande sie nun gerade gehören — gewisse Garantien dafür bieten müßten, daß den Mitglidern ihr Lebensunterhalt gesichert ist? Es wäre diese scheinbare Härte und Bedanterie der Exaktualität vorzuziehen, daß eines Tages die italienische Sittenpolizei Theater von jener Art nicht mehr als Theater ansehe. Die Ehre des deutschen Namens würde aber in jedem Falle vor Schändung bewahrt bleiben.“

— Ein Polizeicommissar der kürzlich in Brooklyn farb, fand seinen Tod dadurch, daß er zuviel Bier aß. Er lebte fast nur von Bier und Milch und nahm selbst diese Nahrungsmittel sehr unregelmäßig zu sich. Oft genoh er in 12 Stunden gar nichts und verzehrte dann eine übergroße Mahzeit, außerdem rauchte er ganz ungeheuer stark, oft 18 bis 20 Cigaretten an einem Tage.

Die Pariser sind doch Feinschmecker; ein Beweis dafür sind die folgenden Ziffern, welche aus dem neuesten Jahresbericht des Mayors der Stadt Paris entnommen sind: Im Jahre 1875 wurden in Paris 7000 Pferde geschlachtet und verzehrt, im Jahre 1880 stieg diese Zahl auf 9000 und im letzten Jahre auf 9.300. Wieviel Schlachtereien betrieben ganz speziell diese Geschäfte. Die Anzahl der geschlachteten Geflügel ist in derselben Zeit von 320 auf 470 gestiegen. Die Gesamtmenge des in Paris verzehrten Pferdes- und Geflügels betrug im letzten Jahre 1670 Tonnen, ungenügend der Abfall, welcher als feine „Calami-Wurst“ verarbeitet ins Land geht.

— Der Herausgeber der Wilmington News befindet sich mitten in der lauren Gurgelzeit und erzählt seinen Lesern folgende, natürlich wahre, Geschichte: Nathan Goler ist ein Neger von etwa 65 Jahren und wohnt in Ludhope Red, Maryland. Er ist seit seinem 25. Jahre ein Feuerseiler und kann die wunderbaren Dinge ausführen. Er hält eine glühende Eisenlange in der Hand bis sie kalt wird, geht mit den bloßen Füßen über glühende Eisenplatten, legt eine glühende Schaufel mit der Zange bis sie kalt ist, und kann sogar geschmolzenes Blei in den Mund nehmen, ohne sich das zu merken.

— Einmal, als er sich in einem tiefen Wasser zu baden und seine Hände in fließendes Wasser zu fassen und sie darin eine beliebige Zeit liegen zu lassen! Das geht noch über die Sechsfache.

— Gelegentlich des Begräbnisses eines reich gewordenen Fabrikanten in New Britain, Conn., ließ sich ein anderer ebenfalls reich gewordenen Mann und Freund des Verstorbenen also vernehmen: „Ich kauft von ihm, als wir als Knaben zusammen auf der Schulbank saßen, ein gewöhnliches Taschenmesser für 22 Cents. Ich war damals, wie auch heute noch, immer darauf bedacht, durch Handel und Lauff etwas zu verdienen, und so tauschte ich das Messer bald wieder ein gegen ein besseres. Ich fuhr so fort und als ich die Schule verließ hatte ich \$15 und zwei gute Messer.“ Der Mann ist jedenfalls ein